

Die Felle Welt

Nr. 50

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

Potts und ihre Hühner.

(Fortsetzung)

In Hämmern und Hobeln begann, eine wunderliche Zeit. Potts bauten! Zwar nur einen Hühnerstall. Aber auf ihren Gesichtern lag der Abglanz eines höheren Lebens.

Die ganze Entstehungsgeschichte dieses merkwürdigen und sehenswerten Gebäudes für Mit- und Nachwelt hier festzuhalten, reizt wohl, aber ein Erzähler muß sich mit Rücksicht auf die künstlerische Abrundung seines rhetorischen Gebäudes manches versagen. Wozu viel Erker und Türmchen stören die Uebersichtlichkeit des architektonischen Grundrisses. Schönmaus war als Architekt ein Anhänger der einfachen, strengen Formensprache, ein Künstler von puritanischer Schlichtheit. Er wirkte nur durch die Gliederung der Masse, und man kann nicht sagen, daß seine Phantasie auch in ihren kühnsten Ausschwüngen jemals den Zweck des Gebäudes aus den Augen verloren hätte. Jedes Brett in dem Bau sagte laut und deutlich: Dies ist ein Hühnerstall. Schönmaus sagte sogar: „Dat is 'n scheunen Stall, 'n warmen Stall is dat.“

„Ja, aber ist hier nicht noch eine Spalte?“ fragte Frau Pott. „Wenn die Hühner sich da man nicht erkälten.“

„Hew id of all dacht,“ sagte Schönmaus. „Da mütt woll noch 'n Brett vör.“

„Ja, und wie kommen die Hühner dann 'raus?“ fragte Frau Pott weiter. „Die Tür kann doch nicht immer offen stehen. Da muß doch noch ein kleines Auslaufloch sein.“

„Dat hew id of all dacht,“ sagte der unerschütterliche Baumeister. „'n kleinen Auslauf muß da woll noch sein.“

„Sonst scheint ja alles in Ordnung,“ meinte Frau Pott, ihre Inspektion beschließend.

„Is 't auch, ist allens in beste Ordnung,“ versicherte Schönmaus. „Das is 'n scheunen Stall. Das is das.“

Frau Pott aber ging gedankenschwer ins Haus.

„Pott, wenn der Stall man was ist,“ sagte sie.

Pott bewährte sich in bedeutenden Momenten immer als Philosoph. Wollte man seine Weltanschauung kennzeichnen, so möchte man am liebsten von einem „resignierten Optimismus“ sprechen, eine durch viele Enttäuschungen gezügelte, sinnig gewordene Hoffnungsfröhlichkeit und Vertrauensseligkeit. So wollte er mit dem entscheidenden Urteil über den Stall so lange zurückhalten, bis auch die Hühner gesprochen hätten. Die sollten denn doch schließlich den Palast betwohnen. —

Eine komische Geschichte von Gustav Falke:

Und jetzt wird es nicht nur der Autor sein, der findet, daß es hohe Zeit ist, daß diese Hühner nun endlich auch ihrerseits in den Rahmen dieser Geschichte treten und ihren Platz in diesen Begebenheiten einnehmen. Die Leser werden es auch finden, Potts finden es, Minna findet es, und sollte Schönmaus es nicht auch finden? Er, dessen Motto lautete: „Hew id of all dacht?“

Ja, Schönmaus fand es auch. Schon beim ersten Brett, das er zum Stall aufrichtete, gedachte er der Hühner, die einst dieses Haus bevölkern



Graue Pappe, das Material für die feineren Puppen, wird feucht in die Form gepreßt.

sollten. Und als Frau Pott eines Tages etwas zaghaft fragte: „Ja, Herr Schönmaus, wie wird es nun mit den Hühnern? Das wird ja auch wohl Zeit?“ Da konnte Schönmaus mit gutem Gewissen sagen: „Hew id of all dacht.“ Ja, er sagte es rasch, feurig, wie ein Jüngling voll kühner Entschlüsse und weitreichender Pläne. Er erschreckte Frau Pott durch seine unerwartete, überschäumende Beredsamkeit.

„Hew id of all dacht, Frau Pott. Hew id of all dacht! Dacht hew id dat of all!“

Frau Pott sah ihn mit einem gespannten, fast ängstlichen Ausdruck an. Und Schönmaus fuhr fort, alles zu erzählen, woran er beim Bau des Stalles gedacht hatte.

„Klugen Sinnes, redlichen Gemütes.“

Hühner konnte er kriegen, so billig und so schön, wie Frau Pott sie selbst nirgendwo aufzutreiben könnte. Einige davon legten schon, und die anderen würden diesem lobenswerten Beispiel bald folgen. Und Pott trat hinzu und sah in dem Augenblick beinahe seiner Frau ähnlich: derselbe gespannte, fragende, fast ängstliche Ausdruck, der sich aber bei ihm plötzlich in ein Lächeln heiterer Befriedigung auflöste, als Schönmaus versprach, am Sonntag die Hühner zu bringen.

Frau Pott aber sagte noch immer mit dem alten Ausdruck eines besorgten, nervösen Gemütes: „Was sind es denn für Hühner?“

„Gute Hühner. Scheune Sorten. Allens scheune Sorten,“ versicherte Schönmaus.

„Echte Rassen?“

„Rassen? Ja, Rassen sind das,“ sagte Schönmaus etwas verlegen, als wüßte er nicht recht, was Rassen wären, und wiederholte dann bedeutend: „Scheune Hühner, Frau Pott. Wirklich gute Sorten!“

Wenn man sich die Frage vorlegt, ob zwischen „scheunen Sorten“ und „Rassenhühnern“ ein Unterschied ist, so wird man diese Frage je nach Anlage des Gemütes milde verneinen oder heftig bejahen. Potts waren zu Milde geneigt. Frau Pott, weil sie Sorten und Rassen unbedenklich für synonyme Begriffe hielt; Pott, weil es ganz in seiner Natur lag, das Bequemste für das Beste zu halten. Und was war bequemer für ihn, als daß Schönmaus ihm die Mühen des Einkaufs abnahm.

„Rassen! Rassen!“ philosophierte Pott bei sich, „die Hauptsache sind die Eier.“ Er wäre ja der großen Aufgabe, die das Schicksal erst ihm vorbehalten zu haben schien, nicht feige aus dem Wege gegangen. Er hätte Minorcas,

Whandotts, Faberolles und Dorkings gekauft, keine Mühe gescheut, die gewünschte Rasse aufzutreiben, und wenn die letzte Dorkinghenne gerade im Begriff gewesen wäre, dem Teufel ein Ei zu legen, Pott hätte das Ei abgewartet und dem Gottseibeius beides entrisen, Henne und Ei. O, wer einen Einblick hätte in die Träume seiner stillen Stunden, den phantastischen Ausschwüngen seiner Seele ein achtsamer Beobachter sein könnte, er würde staunen, wozu Pott fähig war. Er hätte Amerika entdeckt, wenn er vor diese Aufgabe gestellt worden wäre, hätte den siebenjährigen Krieg gewonnen, längst den Tuberkelbazillus ausgerottet und niemals Port Arthur übergeben. Aber es lag auch ganz in seiner Natur, alles das anderen zu überlassen, bescheiden zurückzutreten, sich zu begnügen

mit dem Bewußtsein, Gutes und Großes gewollt zu haben. Möchten andere vor der Welt sich die Kränze des Ruhmes holen, er begnügte sich mit den erträumten. Und so überließ er denn auch Schönmaus willig die Sorge für die „Rassen“.

Bei Frau Ubele waren es andre Beweggründe, die sie alles so vertrauensvoll in Schönmaus' Hände legen ließ. Eigentlich kann man von Beweggründen kaum sprechen. Frau Pott befand sich mehr in einem somnambulen Zustande; sie war hypnotisiert von dem Gedanken, daß nun endlich, endlich der große Augenblick gekommen war, endlich die Verwirklichung ihrer monatelangen Träume und Wünsche Gestalt gewinnen sollten. Die Hühner kommen! Einige legen schon! Die Hühner! Die Hühner!

Und nun denke man sich auf eine solche auf einen Punkt konzentrierte, gleichsam zu einem einzigen Gefühlsinhalt verdichtete Psyche die Wirkung des folgenden: Schönmaus wurde wortbrüchig! Dieses Schicksal, dieser Mensch! Er hatte die Hühner am Sonntag bringen wollen und brachte sie nicht! Frau Pott hatte eine qualvolle, schlaflose Nacht. Warum brachte Schönmaus die Hühner nicht? Immer und immer wieder stellte sie diese große Frage an das Schicksal.

Und Pott hatte auch eine qualvolle, schlaflose Nacht. Denn wenn das ewig stumme, rätselvolle Schicksal auf Frau Potts Frage keine Antwort hatte, wandte sie sich an Pott:

„Warum Schönmaus wohl die Hühner nicht gebracht hat?“

„Gewiß ist es all dacht,“ sagte Pott in dieser schwersten Nacht seines Lebens, die Gettesgegenwart des echten Philosophen nicht verkündernd. Und es gelang ihm, ein schwaches Lächeln in die ermatteten Züge seiner leidenden Lebensgefährtin zu zaubern. Aber Ruhe kam nicht über sie. Unruhige Träume quälten sie, und einmal sagte sie aus dem Schlaf heraus laut und scheltend: „Pott, wo hast Du nun wieder das Ei hingelagt?“

Aber Pott konnte es nicht sagen, denn er schnarchte, schnarchte endlich; kurze, energische Stöße, wie sie einer Seele wohl anstehen, die sich vom Schicksal nicht unterkriegen lassen will.

*

Schönmaus hatte die Hühner gebracht, einen Tag später. Er wäre am Sonntag „nicht auf dem Damm“ gewesen. „Das kommt vor,“ sagte Pott, und Schönmaus sah ihn an, als wollte er sagen: Wie meinst Du das?

Die Hühner waren also da. Zwölf Hühner und ein Hahn, eng in einen kleinen Korb zusammengepackt, hatte Schönmaus auf der Schiebkarre gebracht. Schweigend, in tiefer Bewegung umstanden Potts den Korb. Auch Schönmaus sagte kein Wort. Selbst die Hühner verhielten sich schweigend. Es war ein feierliches Moment, dessen Bedeutung alle Beteiligten zu empfinden schienen. Eng aneinander und aufeinander gerückt hockten die Hühner. Der Hahn, ein kleiner, magerer Herr mit kurzen Schwanzfedern, streckte den Hals lang aus seinem etwas schmutzigen Federtragen heraus.

Plötzlich unterbrach Frau Pott die Stille:

„Warum kneift die gelbe Henne immer die Augen so zu? Die ist doch nicht krank?“

„Allens gesunde Hühner,“ sagte Schönmaus. „Das tut sie doch wohl man so.“

„Das tut sie oft,“ sagte Minna. „Das tun die Hühner immer.“

Schönmaus brachte jetzt Bewegung unter die Tiere, indem er sie aus dem Korb holte und in den Stall setzte.

„Welche legen nun schon?“ fragte Frau Pott.

„Das kann ich nun grad' nicht sagen,“ antwortete Schönmaus. „Aberst hier legen all, und die anderen fangen auch wohl bald an.“

„Ich glaub', die legt schon,“ rief Frau Pott zübersichtlich und zeigte auf ein dickes, weißes Huhn.

„Welche?“ fragte Pott.

„Die weiße!“

„Die da oben?“

„Ach nein! Die da, die dicke mit den Beinen.“

„Beine haben sie alle.“

„Ich mein', mit den Federn um die Flüße.“

„Ach die!“

Pott betrachtete liebevoll das dicke Huhn.

„Als ob es Hosen anhätt,“ sagte er.

Minna lachte laut auf.

„Das ist 'ne besondere Rasse,“ sagte Pott.

„Herr Schönmaus, was ist das doch für'n Huhn?“

„Das da?“ fragte Schönmaus unsicher. „Das weiß ich auch nicht. Ich kenn' ihr auch nicht so genau. Die hat man viel, solche Hühner.“

„Cochinchina,“ sagte Pott zaghaft, fast schamhaft.

„Ist wohl auch,“ meinte Schönmaus. „Cochinchina. Gute Sorten sind das all.“

Damit packte er seinen leeren Korb wieder auf die Karre und schob ab.

Wenn ein Mann wie Schönmaus sagt, „ist wohl auch,“ so hat das in den Augen von Leuten wie Potts die Beweiskraft einer wissenschaftlichen Wahrheit. Die Rasse des einen Huhnes war festgestellt, unbestreitbar. Aber die anderen Hühner, die kleinen schwarzen? Potts zogen die „Kurzgefähte“ zurate und entschieden sich für Minorcas. Bei den „melierten“ schwankten sie zwischen „reihuhnsfarbigen Italienern“ und ganz gewöhnlichem „Landhuhn“, neigten aber mehr zu Italienern. Und der Hahn — ja, gewisse Probleme lassen sich überhaupt nicht lösen. Potts Hahn war entschieden problematischer Natur, und Pott sprach das auch aus.

„Was ist das?“ fragte Frau Pott. „Problematische Natur?“ Und Minna sah ihren Herrn wissenschaftlich von der Seite an. Ihre Eltern hatten auch Hühner gehalten, sie war unter Hühnern groß geworden, aber von „problematisch“ hatte auch sie nie etwas gehört. „Was es doch all für Krankheiten gibt,“ dachte sie.

Pott war kein Lehrtalent. Er geriet immer in Verlegenheit, wenn er etwas erklären sollte. Er holte dann gewöhnlich weit aus und liebte es, entlegene Vergleiche heranzuziehen.

„Problematisch ist,“ begann er nach kurzem Räuspern, „wenn man — zum Beispiel — wie soll ich sagen — na ja — Du weißt ja doch — das liest man doch fast täglich in den Zeitungen.“

„Du tütest schon wieder, Pott,“ sagte seine Frau.

„Tütern? Tütern? Bitte sehr, liebes Kind. Problematisch ist etwas, woraus man nicht recht klug werden kann.“

„Dann bist Du auch problematisch,“ sagte Frau Pott spitz.

Pott stuzte, und Minna wurde rot. Sie mußte nicht recht, war dies ein ehelicher Zwist, oder war es eine gelehrte Unterhaltung, zu hoch für ihren einfachen Kopf. Sie fühlte sich überflüssig, gedemütigt in ihrer Unwissenheit und schwenkte ab und ging in ihre Küche.

Potts aber standen und sahen stumm auf die Hühner. Er mit den Händen in den Hosentaschen und mit einem mokanten Lächeln, das so viel sagte als: „Nette Gesellschaft, diese Eierleger!“ Sie mit einem großen, alles einheimisenden, berechnenden Blick: „Alles m e i n e Hühner.“ Auf jedem Tier blieb ihr Blick wie zählend haften, längere Zeit, als zählte sie gleich die Eier mit, die das Huhn vermutlich legen würde. Und auf einmal rief sie aufgeregt: „Gucl mal! gucl mal!“

Zwei Hühner, ein kleines gedrungenes, schwarzes, mit einem kleinen, krausen Poll und ein großes, schlankes, graues hatten sich veruneinigt und sprangen mit Schnabelhieben gegeneinander. Das kleine schwarze behielt die Oberhand und jagte das große mit gestäubtem Gefieder um den Hof.

„Risch, kisch, kisch,“ machte Frau Pott und wehte mit der Schürze.

Die beiden Hühner ließen voneinander ab, und als ob dieses böse Beispiel von Unberträglich-

keit einen beschämenden Eindruck auf sie gemacht hätte, gingen Potts zärtlich umschlungen ins Haus.

Potts Hühner erwiesen sich als Landhühner, als ganz gewöhnliche Landhühner. Nun heißt es in der „Kurzgefähten Anleitung“ vom Landhuhn: „Ein einheitliches deutsches Landhuhn hat wohl nie bestanden, denn schon die Autoren des achtzehnten Jahrhunderts berichten von mannigfach verschiedenen Formen.“

Wenn das schon die Autoren des achtzehnten Jahrhunderts berichteten, wie konnten Potts, die doch im Anfang des zwanzigsten lebten, sich über die mannigfach verschiedenen Formen ihrer Hühner wundern. Die Zeit macht eben etwas aus, und zwei Jahrhunderte gehen an keinem Huhn spurlos vorüber. Und weiter sagt die „Kurzgefähte“:

„Als Produkt der umgebenden Verhältnisse war das Landhuhn an das deutsche Klima gewöhnt und leistete Anerkennenswertes im Leben.“

Hierauf bauten Potts ihre Hoffnungen, ja der folgende Satz gab dazu sogar die rechnerische Unterlage:

„Leng berichtet von seinen Landhühnern, daß sie im Durchschnitt hundertundfünfzig Eier pro Kopf und Jahr legten.“

Wer ist Leng? Was Lengens Hühner können, werden Potts Hühner auch können. Zwölfmal hundertundfünfzig Eier, das gab im Jahr achtzehnhundert Eier. O, wie fehlten Potts das erste Ei herbei; die anderen würden schon folgen.

Und endlich sagte die „Kurzgefähte“ noch:

„Durch die zuteil gewordene Vernachlässigung ist es in vielen Gegenden gänzlich verschwunden, beziehungsweise in dem importierten Geflügel aufgegangen. Indes hat sich immer noch unter verständnisvoller Pflege eine Reihe konstanter Schläge erhalten, die man als deutsche Hühnerrassen bezeichnet, obgleich einzelne von ihnen unleugbar durch Zuführung fremden Blutes entstanden sind.“

Das galt nun unleugbar auch von Potts Hühnern. Sie spotteten aller Bemühung, sie in bestimmte Schläge einzuteilen. Nur die Prattiker aus der Nachbarschaft, wie der Milchmann und der Brotmann, behaupteten mit wissenschaftlicher Bestimmtheit: „Dat sünd ganz gewöhnliche Hühner.“

Potts ertrugen diesen Schlag mit Seelengröße. Heimlich sprachen sie freilich noch von Whandotts, Minorcas und Dorkings, wie man in Dämmerstunden von einer toten Liebe spricht, öffentlich aber bekehrten sie sich zum Landhuhn. Ja, selbst die einzige Henne, die einige verkümmerte Rassenmerkmale aufwies, wurde nicht mehr als „Cochinchina“ bezeichnet, sondern hieß einfach das „Büchsenhuhn“. Pott hatte ihm diesen Namen gegeben von wegen der komischen Federbeinklei er. Wenn er so vor dem Drahtgitter des Hühnerheles stand, die Hände in den Hosentaschen, ahnte er nicht, welche Ähnlichkeit er selbst von hinten mit dem Büchsenhuhn hatte.

(Schluß folgt)

Ehe.

Zwei Ringe in eins gekettet . . .

Werden sie klirren, werden sie klingen?

Zwei Menschen so dicht gebettet . . .

Ihre Seelen werden sie singen oder zerispringen?

Ob aus dem Schauer, dem Glück der Nacht,

Ob aus dem Grauen ersten Erlebens,

Das ihre Myrte zum Welken gebracht,

Einft jauchzend ein Tag, eine Zukunft erwacht?

In ihres Kindes nachtblauen

Augen werden sie's schauen. —

Die dekorative Behandlung des Holzes.

Von Hugo Hillig.

Das Holz ist nicht nur ein unentbehrliches Konstruktionsmaterial, ohne das unsere Technik und ihre Entwicklung fast nicht denkbar wäre, es ist auch einer der schönsten Dekorationsstoffe, die sowohl in der Baukunst als auch in den verschiedenen Zweigen des Kunstgewerbes verwandt werden. So uralt seine Verwendung zu Schmuckzwecken ist, so vielartig sind auch seine Behandlungsmöglichkeiten. Es ist fast unmöglich, alle diese verschiedenen Techniken aufzuzählen, in denen das Holz für irgend einen schmückenden Zweck zubereitet wird und es macht sich von vornherein eine Beschränkung auf die Verfahren nötig, in denen sich eine besondere Kunstfertigkeit ausspricht. Wenn das Holz in Bretter oder Bohlen zerschnitten ist, verbirgt es seine natürliche Schönheit unter den rauhen Spähnen des Sägeschnittes. Es erfolgt deshalb vor der Verarbeitung oder gleichzeitig mit ihr die Arbeit des Glättens; unter dem Hobel verschwindet das rauhe Aussehen und mit der Glätte werden nun auch die feinen Fasern des Holzes sichtbar. Dieser Zustand genügt bei den meisten Holzarten, sie in irgend welcher Weise dekorativ wirken zu lassen, wenn noch die weitere Behandlung wie das Polieren usw. hinzu tritt. Das herrliche Linten- und Farbenspiel des Nußbaumholzes, des Mahagoniholzes usw. ist, ästhetisch genommen, dem Schönheitswert des Marmors ebenbürtig, und man spricht mit Recht von diesen Holzarten als von den edlen Hölzern. Aber man begeht dabei ein Unrecht an unseren einheimischen Hölzern, von denen die Eiche, die Erle, die Esche, ferner der Kirsch-, Apfel- und Pflaumenbaum auch ein Holz von ganz großartiger dekorativer Schönheit liefern. Selbst das einfache Föhren- oder Fichtenholz, noch weniger das Holz der Kiefer verdient es, in dieser Beziehung hinter die edlen Hölzer gestellt zu werden. Wenn diese gewöhnlichen Holzarten in geeigneter Weise behandelt werden, dann vermögen sie gar oft den edlen Hölzern an dekorativem Wert gleichzustehen; an farbigen Effekten kann z. B. das einfache Fichtenholz mit seinem goldig flimmernden Maserbilde sogar die feurigsten Edelholzarten übertreffen.

Das einfache Glätten des Holzes aber genügt noch nicht, um alle Schönheiten, die in ihm stecken, herauszuholen und sichtbar werden zu lassen. Es müssen dann noch verschiedene Behandlungsarten hinzutreten, die vor allem einmal das Holz mit einer schützenden Decke überziehen, die zugleich aber auch die Farbe des Holzes vertiefen und ihm Glanz verleihen. Das geschieht durch solche Mittel, die lichtdurchlässig sind wie Öl, Lack, Politur, Wachs usw. Erst unter einer Politurdecke erhält das Nußbaum- oder das Mahagoniholz z. B. die prächtige, goldig-schimmernde Farbe, ohne diese sehen diese Holzarten auch in geglättetem Zustande grau und unscheinbar aus. Das gilt natürlich auch für die gewöhnlichen Holzarten, bei denen man es jedoch nicht in allen Fällen bei dieser Behandlungsart bewenden lassen kann, besonders da nicht, wo es unmöglich ist, die verarbeiteten Holzstücke vorher sorgfältig nach ihrem Schönheitswert auszuwählen. Wenn die moderne Stilbewegung in den letzten Jahren auch die Wirkung der Holzmaser zu neuer Bedeutung gebracht hat, so ist das nur möglich gewesen durch die Verwendung ausländischer Nadelholzarten, unter denen namentlich das schöne Pitzpineholz sehr reichlich zu allerhand Bautischlereien verarbeitet wird. Bei den ordinären Holzarbeiten in den Neubauten bleibt man aber noch bei dem holzfarbigen Anstrich, bei dem der Anstreicher erst die Maser mit einer bedeckenden, hellgelben Farbe überstreicht und dann eine mehr oder minder schöne Maser auf diesen Grund malt oder durch andere mechanische Verfahren bringt; die gegenwärtigen Zustände im Wohnungswesen, das Wauspekulantentum und die Mietzkaferne verlangen das so. —

Wo es aber möglich ist, das zu verarbeitende Holz auszuwählen, da geben die mannigfaltigsten Verfahren in der Behandlung des Holzes den größten Spielraum. Eine der am meisten für das Holz geeigneten Dekorationsverfahren ist das Beizen. Das ist eine sehr alte Technik, denn sie ist schon von den Ägyptern im Altertum geübt worden; später scheint sie jedoch wieder verloren gegangen zu sein, und erst im 15. Jahrhundert taucht sie in Italien wieder auf. Den alten Ägyptern standen natürlich nicht die vielartigen und vielfarbigen Hilfsmittel zur Verfügung, die wir heute besitzen, sie mußten ihren Zweck mit Abkochungen von farbigen oder färbenden Hölzern oder Pflanzensäften erreichen, wo jetzt die unererschöpfliche Stala der feurigen Töne der Teerfarben zu Gebote stehen. Man versteht es heute auch, aus den anfänglich so vergänglichen Teerfarben lichtechte Farbstoffe herzustellen, und damit haben diese Holzbeizverfahren eine große Bedeutung erlangt. Die Holzbeizen dieser Art verbinden sich auf chemischem Wege, ähnlich wie bei der Wollfärberei, mit der Holzmaser, so daß sie sich gar nicht wieder vom Holze trennen. Sie werden einfach in einem beliebigen Grade der Verdünnung aufgestrichen und bringen dabei je nach der Porosität der zu beizenden Holzart tief in das Holz ein.

Mit dem Holzbeizen verwandt sind die Lauren. Das färbende Mittel ist bei diesen jeder Farbstoff von großer Ausgiebigkeit, schönem Feuer, aber geringer Deckkraft; er wird in Öl angerührt, während die Beizen entweder mit Wasser oder mit Spiritus, manche von ihnen auch mit Terpentinöl, in flüssigen Zustand gesetzt sind.

Ein rein chemisches Holzfärbverfahren ist das Räucherverfahren. Es beruht auf dem chemischen Vorgang, daß eine Säure mit einer chemischen Base eine Verbindung von bestimmter Färbung eingeht, wenn beide zusammentreffen. Nur enthält jede Holzart mehr oder weniger Gerbsäure, das Eichenholz sehr viel, das Tannenholz z. B. sehr wenig. Läßt man auf Eichenholz mit seinem hohen Gerbsäuregehalt eine chemische Base einwirken, so muß sich auf der Faser des Eichenholzes, direkt und chemisch mit ihr verbunden, diese farbige Verbindung einstellen. Als Base verwendet man in diesem Falle Ammoniak, das leicht in Gasform übergeht und in diesem Zustande sehr gut zu der Gerbsäure gelangen kann. Man braucht also ein fertiges Möbelstück aus Eichenholz nur in einen luftdicht verschlossenen Raum zu stellen und eine flache mit Salmiakgeist (Ammoniak) angefüllte Schale neben das Möbelstück zu stellen. Der Salmiakgeist verflüchtigt sich und färbt, je nach der Dauer seiner Einwirkung das ganze Möbel dunkelbraun. Soll dasselbe Verfahren an einer Holzart vorgenommen werden, die arm an Gerbsäure ist, so muß der Gerbsäuregehalt zuvor angeräuchert werden; das geschieht auf einfache Weise durch einen Aufstrich einer zwei-prozentigen Tanninlösung. Bestreicht man aber die zu beizenden Holzstücke vor dem Beizen mit den Lösungen gewisser Salze, wie z. B. Eisenvitriol, Eisenchlorid, Kupfervitriol usw., so wird sich Eichenholz graublau, Tannenholz olivgrün färben.

An modernen Möbeln aus grobporigem Holz, wie es das Eichenholz ist, sieht man manchmal, wie die Poren in einer anderen helleren Farbe erscheinen: ein ganz ausgezeichnetes Effekt, wodurch das charakteristische, kräftige Spiel der Eichenmaser gut hervorgehoben wird. Das Verfahren hierfür ist sehr einfach. Nachdem die Holzfläche sauber geschliffen ist, erhält sie einen mageren Ueberzug aus Schleiflack; wenn dieser trocken ist, wird das Holz mit einer dicken Delfarbe von dem Ton, in dem die Poren erscheinen sollen, bestrichen und die Farbe dann mit einem Lappen kräftig verrieben, damit sie in die Poren eindringt. Nunmehr wird die überflüssige Delfarbe mit sauberen Lappen wieder

entfernt und so lange abgewischt, bis die Fläche wieder in ihrer eigentlichen Farbe erscheint; diese Farbe kann vor dem Schleiflackauftrag auch durch Beizen, Lasieren oder Räuchern hergestellt worden sein. Nachdem dann zuletzt noch mit etwas Terpentinöl nachgewaschen worden ist, kann poliert, lackiert oder gewachst werden.

Die chemische Eigentümlichkeit, daß eine Base, wenn sie auf eine Säure einwirkt, eine alle Holzarten dunkel färbende Verbindung eingeht, wird auch noch in anderer Weise zur Nutzung gemacht. Der Kalk ist eine chemische Base; wenn man nun Kalkmilch auf Eichenholz mit seinem hohen Gerbsäuregehalt bringt, so entsteht sofort ein dunkler Fleck, der sich nicht anders beseitigen läßt, als daß man verdünnte Schwefelsäure auf den Fleck einwirken läßt. Schabloniert man also etwa mit Kalkmilch auf Eichenholz, so muß nach dem Trocknen und Abbürsten des Kalkmilchauftrags das schablonierte Ornament dunkel wirken. Man kann dieses Verfahren auf verschiedene Art modifizieren, indem man die Kalkmilch länger einwirken läßt, indem man sie zweimal aufträgt, indem man den Hintergrund statt des Ornamentes schabloniert oder direkt mit dem Pinsel aufmalt, indem man schließlich das auf diese Weise gebeizte Ornament koloriert, konturiert, mit Gold staffiert usw. Die Kalkmilch darf natürlich keinerlei bindenden Zusatz bekommen.

Von anderer Art sind folgende Verfahren zur Dekoration des Holzes. Handelte es sich bis jetzt um Techniken, die sich auf eine bloße Behandlung der Oberfläche des Holzes beschränkten, so sind jetzt die Behandlungsarten zu besprechen, bei denen das Holz selbst angegriffen wird, bei denen nicht nur die Textur, sondern auch die Struktur des Holzes der Bearbeitung unterliegt. Auch hier gibt es eine große Menge von Arten. Nur verweist sich in diesen Fällen leicht die Grenze zwischen Holzbearbeitung (Bildhauerei, Faserei usw.) und anderen Verfahren.

Von den Japanern hat man gesehen, wie sie bestimmte Holzarten ihrer Heimat mit kleinen Messern und Stücken harten Holzes so bearbeiten, daß nur noch die harten Masergebilde auf der Fläche zurückbleiben; der weiche, faserige Zellstoff wird durch diese Behandlung herausgetragt. Ein Salzburger Tischlerfachlehrer hat sich nun vor einigen Jahren ein Verfahren erdacht, durch das derselbe Effekt auf rein chemischem Wege erreicht wird. Das Holz wird bei diesem Verfahren mit Schwefelsäure geätzt, wobei die weichen Partien der Holzmaser zuerst der zerstörenden Wirkung der Schwefelsäure zum Opfer fallen; die härteren Jahrringe, die das Masergebilde ausmachen, widerstehen der Säure länger, und bleiben deshalb heil, wenn der Ätzprozeß zur rechten Zeit unterbrochen wird. Sie stehen also plastisch auf dem ausgeätzten Grunde. Nach einem anderen Verfahren wird dieser Holzdekor dadurch erreicht, daß die weichen Holzpartien zwischen der Maser von einem blitzschnell in senkrechter Richtung zur Holzplatte sich hin und her bewegenden Stahlbrahtbündel zermalm werden, sodas auch hier die härteren Jahrringe als plastische Maser zurückbleiben. Es ist auch möglich, mit diesem Verfahren Ornamente in plano auf dem so behandelten Masergrunde herzustellen; da ist nur nötig, daß eine das Ornament darstellende Schablone aus starkem, beim Ätzprozeß gewachstem, beim Stahlbrahtbündelverfahren gut geleimtem Papier auf die glatte Holzfläche geklebt wird, ehe das weitere Verfahren beginnt, das die unter der Papierschablone liegende glatte Holzfläche unverfehrt läßt. Das auf diese Weise behandelte Holz kann dann in einem der übrigen Verfahren weiter behandelt werden.

Zum Schluß gelangen wir zu den Techniken dekorativer Holzbehandlung, die auch einen hervorragenden Kunstwert in sich haben können: zu den Einlegearbeiten. Die Technik der Intarsien ist in den letzten Jahren aus den Händen der Tischler in die von Spezialisten übergegangen



Knüpfen der Löckchen für die Puppenköpfe.

und unzweifelhaft hat sie dadurch sowohl in technischer wie auch in künstlerischer Beziehung gewonnen. Die moderne Stilbewegung war der Intarsie außerordentlich günstig und diese Technik ist aufs neue in hohem Grade belebt geworden. Die Vielartigkeit der Materialien, deren man sich früher bediente (Messing, Elfenbein, Knochen,



Präparierung des Urstoffes für die billigen Puppen (Papiermache).

Zinn, Perlmutter, Glas, Bernstein, Halbedelsteine), fehlt ja in den modernen Intarsien, dagegen hat man es verstanden, aus den feingefärbten Naturhölzern durch Nachfärben und Brennen in heißem Sand die genauesten Farbstimmungen herauszubekommen. Man benützt den Kunst-



Glätten der gepreßten Puppenglieder.

griff der Kunstglaser, die den flammigen Dekor des Opaleszenglases auch bei ihren Arbeiten berücksichtigen, indem auch die flammigen Masergebilde des Holzes bei der modernen Intarsie dem Motiv dienstbar gemacht werden. Endlich aber kann sogar der Kitt, mit dem die zwischen den einzelnen zusammengesetzten Holzstück verbleibenden Fugen ausgefüllt werden, zu dekorativen Effekten gebraucht werden, indem in den Schattenpartien heller, in den Lichtpartien dunkler Kitt verwendet wird. Intarsia besteht nämlich aus verschieden gefärbten, mit der Laubsäge ausgeschnittenen Holzplättchen, aus denen man die einzelnen Teile der in Intarsia darzustellenden Figuren usw. zusammensetzt; die Plättchen werden auf eine gegen Verwerfen gesicherte Grundplatte geleimt.

Ähnlich ist die *Marquetterie* herzustellen. Die Einrichtungen der Automatenrestaurants sind oft reichlich mit solcher Marquetterie ausgestattet. Hölzer von verschiedener Farbe und verschiedenem Maserbild werden in quadratischen oder anderen geometrischen Formen zusammengesetzt, dann verleimt und in einen Rahmen gebracht, worauf das Gebild poliert wird, wie auch bei der Intarsia.

Ähnlichen Charakters ist auch das Einlegen von Metalladern in Holz, jetzt weniger als früher geliebt. Eine hübsche Verbindung dieser Metalladern mit der farbigen Verzierung ist die sogenannte *Anter-Beizmalerei*. Nachdem die Zeichnung aufgepaust ist, werden die Konturen mit einem geeigneten Messer nachgezogen und sodann in die so entstandenen Rillen feine Messingstäbchen hineingeklopft. Diese Messingstäbchen sind ihrem Zwecke entsprechend profiliert und haben an ihrer unteren Seite in gewissen Abständen Widerhättchen, die es unmöglich machen, daß das Stäbchen wieder aus dem Holze herausgleitet. Nachdem alle Konturen mit diesem Messingstäbchen versehen worden sind, werden die davon umgrenzten Teile farbig gebeizt, lasiert, koloriert oder sonstwie behandelt; dann wird geschliffen, poliert oder lackiert. —

Spielwaren.

Von H. Nürnberg.

In den Spielwarengeschäften und in den Kinderabteilungen der großen Warenhäuser findet sich eine unübersehbare Mannigfaltigkeit von Spielwaren. Die Verschiedenheit des Stoffes, des Herkunftsortes, des Zweckes ist außerordentlich. Ein Stück Kulturgeschichte der Gegenwart entrollt sich vor unseren Blicken, wenn wir nicht bloß mit dem Auge des Neugierigen, sondern prüfend und forschend durch eine Sammlung von Spielwaren gehen. Die Kulturgeschichte des Spielzeugs hat bisher trotz des mannigfachen Anreizes, die sie bieten würde, keinen Bearbeiter gefunden. Das Spielzeug ist ein zerbrechlich Ding, wenig sorgsam Kinderhänden überantwortet, so daß Reste früheren Spielzeuges nicht reichlich erhalten sind. Doch finden sich in manchen Museen, so im germanischen Museum zu Nürnberg, reizende Puppenstuben und anderes Spielzeug aus früheren Jahrhunderten. Die Reisenden fanden bei den Naturvölkern Spielzeuge, und auf den großen Weltausstellungen konnte man Spielzeug bewundern nicht bloß aus Nürnberg und Sonneberg, aus dem Erz- und Fichtelgebirge, aus Tirol und aus Paris, sondern auch aus Japan und Siam, aus den Vereinigten Staaten und aus Grubador.

Was zu Spielzeugen alles gebraucht wird, ersieht man aus folgender Zusammen-

stellung für den Sonneberger Bezirk: Gewebe und alle anderen Textilprodukte, Farbe, Öle, Firnisse, Leim, Lack, Wachs, Paraffin, Aether, Leder, Felle, Borsten, Metall- und Gegenstände daraus, Holz, Rohr, Bast, Glas- und keramische Produkte, Gips, Ton-erde und Porzellan, Spielbosen und mechanische Triebwerke, Papier und Pappe, ganz abgesehen von den Packmaterialien. Man hat Sonneberg den Hauptort für die Spielwaren der Mädchen und Nürnberg für die Spielwaren der Knaben bezeichnet. Während in Sonneberg Puppen und alles, was mit der Puppentwelt zusammenhängt, fabriktiert wird, während Sonneberg vor allem die kleinen Kinder versorgt, ist Nürnberg mit seiner mechanischen und optischen Spielwarenindustrie in erster Linie für die reifere männliche Jugend der Lieferant. Da werden in unübersehbarer Auswahl Lokomotiven, Dampfmaschinen, Kriegsschiffe, Torpedos, Automobile, Kanonen, Schnellfeuergeschütze, Camera obscura, Kinematographen, elektrische Apparate, Dampfmaschinen und Pumpen, ganze Fabrikeinrichtungen und physikalische Experimentierkästen für erwachsene Knaben, dann aber auch eine Unmasse mechanischen Spielzeugs für die Kleinen und Kleinsten, wie laufende Tiere, Kreisel aller Art, Klappern, im ganzen viele Tausende verschiedene Artikel, und jedes Jahr neue, hergestellt. Kulturgeschichtlich besonders interessant ist der enge Zusammenhang zwischen den Ereignissen des Jahres und der Spielwarenindustrie. Vor allem sieht man dies an den Bleisoldaten.

Auch die Puppenindustrie ist ein Spiegelbild der Trachten und Moden. Die Puppen für jedes Land sind anders frisiert und gekleidet und im Laufe der Jahre wechselt auch die Modepuppe. Marouffem sagt in seinem Buch über das Pariser Spielzeug, daß Adam und Eva, Noah und seine Arche bis zu den Amazonen von Dahomah als Modelle für Puppen dienten. Keine Rasse, kein Ereignis entgeht den Puppenkünstlern. Die Puppe war Hofkavalier und Dame der Aristokratie zur Zeit des alten französischen Königreichs, sie trat als Jakobinerin in den Kreis der Revolution, sie änderte ihre Trachten, als die Revolution zu Ende ging und während des ersten Kaiserreiches. Sie verwandelte sich in die reiche Bürgerfrau unter der Julimonarchie, sie trug die Krinoline, als Eugenie am Hofe Napoleons III. die Mode bestimmte, und sie richtet sich bis zum heutigen Tage nach dem Modejournal. Politische Ereignisse, Erfindungen und Entdeckungen, registriert im kleinen die Spielwarenindustrie. Die Pariser Industrie für den Weihnachtsmarkt bekam ihre Anregungen ebenso von dem mexikanischen Abenteuer des zweiten Kaiserreiches, wie von dem Kampfe Italiens um Rom, wie von der französisch-russischen Allianz. Telegraph und Telephon, Buchdruckerei, Photographie und Baustil beeinflussen die Spielwarenindustrie. Neben dem ständigen Neuerungstrieb finden sich aber auch mannigfache Spielzeuge, die durch Jahrhunderte, vielleicht durch Jahrtausende ihren Charakter bewahrt haben, so die Schnitzwaren aus dem Gröbener Tale, aus dem Salzkammergut, aus Tirol, aus dem Erz- und Fichtelgebirge. Unsere Väter amüsierten sich in der Jugend an den Würfelspielen, an Glocke und Hammer, am Lottospiel, an Reisespielen so wie dies unsere Kinder tun.

Das Spielzeug für den Säugling ist am wenigsten Veränderungen ausgesetzt. Freilich hat hier die Gummiindustrie Neuerungen und Abwechselungen geschaffen, die früher nicht bekannt waren. Immer komplizierter und vielseitiger wird das Spielzeug. Es gibt ekbare Puppen, es gibt solche, die Papa und Mama rufen, die einen Phonographen im Leibe haben, es gibt Tiere, die laufen, springen, schreien, brüllen.

Die neueste Entwicklung in der Spielwarenindustrie hat Künstler herangezogen, man sucht mehr wie früher der kindlichen Individualität und Psychologie Genüge zu leisten. Von dem raffinierten Spielzeug versucht man eine Rückkehr zum

primitiven. Während sich die Ingenieure abmühen, Automobile, Kriegsschiffe, Eiffeltürme, ganze Eisenbahnlinien, mit Tunneln, Brücken, Weichen, Signalen herzustellen, suchen ganz hervorragende Künstler durch eine volkstümliche, naive Form, durch buntbemalte, groteskomißche Figuren das Kind nicht aus seinem Gedankentriebe herauszureißen, sondern sich ihm anzubequemen. Diese Vereinfachungen sind aber oft Kunstwerke, die sich von dem sogenannten „Glendsvieh“, wie es in der erzgebirgischen Spielwarenfabrikation hergestellt wird, gewaltig unterscheiden. Dieses Glendsvieh ist ein Sammelnamen für die große Anzahl der verschiedenen Tiere, die in einer Schachtel verpackt verkauft werden. Da gibt es Pferde und Schafe, Esel und Schweine, Kühe und Kälber, Hunde und Katzen, Gänse und Hühner und viel anderes Gatter aus weichem Holz, mit wenig Farbe, nur mit den charakteristischen Unterscheidungsmerkmalen versehen. Daneben werden im sächsischen Erzgebirge Puppenmöbel, Steinbaukästen, Beschäftigungsspiele, Würfelkästen, Projektz, Farbenspiele, Feldtiere, Festungen, Fröbelspiele, Garten- und Gesellschaftsspiele, Musikspielzeuge, Kindergeigen und Zithern, Kinderfädel und Gewehre, Leiterwagen und Pferdebeställe, Puppenholzmöbel, Puppenwagen, Wiegen und Bettstellen,



Puppenfriseurin bei der Arbeit.

Spielwaren versorgt den größten Teil der Welt. Allein die Jahreserzeugung von Spielwaren im Sonneberger Bezirk wurde vor wenigen Jahren auf 28 000 000 Mk. geschätzt, wovon Waren für 23 000 000 Mk. in das Ausland gingen. Die gesamte deutsche Spielwarenproduktion wurde damals auf rund 65 000 000 Mk. geschätzt, von denen 53 1/2 Millionen für das Ausland bestimmt waren und nur etwa 11 1/2 Millionen von deutschen Kindern verbraucht wurde. Während das Ausland unsere Spielwaren reißend abnimmt, beziehen wir noch lang nicht den hundertsten Teil der Warenmenge, die wir ausführen, aus anderen Ländern. Unsere Spielwaren gehen nicht nur in die Nachbarländer, nach Rußland, Frankreich, der Schweiz, Belgien, sondern ebenso nach Australien und Südafrika, nach Ostindien und Kanada, nach den Vereinigten Staaten von Amerika und nach Siam, sich überall den Bedürfnissen der Kinder jener Länder anbequemend. Vielfach tragen sie noch den Namen Nürnberger Spielwaren, wenn sie auch weder in Gegenwart noch in Vergangenheit aus Nürnberger Produktionsstätten hervorgegangen sind. Die Puppe und andere Spielwaren für Mädchen werden jetzt überhaupt nicht und wurden auch früher nur wenig in Nürnberg hergestellt. Wohl gab es in der fränkischen Industrie-Metropole schon im 13. Jahrhundert Doden (Puppen-) Macher, doch war Nürnberg für diese Artikel weit mehr der Zentralpunkt des kaufmännischen Betriebes als der Produktion. „Nürnberger Laub geht durch alle Land“, so hieß es lange, weil die Nürnberger, wie auch noch heutzutage, zu den größten Exporteuren gehörten.

Nach der deutschen Spielwarenindustrie hat, der Menge nach, Frankreich den ersten Rang. Im Jahre 1900 schätzte man die französische Spielwarenproduktion auf einen Wert von 36 Millionen Mark, und man nahm an, daß sie 25 000 Ar-

better und Arbeiterinnen beschäftigte. Die französische Spielwarenindustrie macht weniger die billigen Massenartikel als die deutsche Industrie; vielfach sind ihre Produkte graziöser, eleganter, raffinierter und vor allem von einer ganz außerordentlichen Mannigfaltigkeit. Die mechanischen Spielwaren sind von Paris ausgegangen und haben von dort aus Nürnberg angeregt, welches wieder die sächsische Spielwarenindustrie zur Nachahmung verleitet hat. In Paris hat bekanntlich zum Erstaunen der ganzen Welt der Polizeipräfekt Lepine eine jährliche Ausstellung von Spielsachen ins Leben gerufen, an der sich auch zahlreiche Künstler von Ruf beteiligten. Neben den einfachsten Groschenwaren konnte man leibbare Luftballons, komplizierte Maschinen, vollständige Elektromotoren sehen, neben Dingen, die liebevoll auf die Gedankenwelt und den Auffassungskreis der Kinder eingingen, Dinge, deren Beziehungen die Kinder nicht begriffen, so den leeren Rassenfahrent Gravforbs, der in dem Prozeß der Familie Humbert eine so große Rolle spielte, und die drahtlose Telegraphie. So spielt auch in unserem Spielwarenladen der „Kleine Kohn“ und die „Denkmalsenthüllung“ eine Rolle. Was die Großen machen, das wird für die Kinderstube, nicht immer in erfreulicher Weise, nachgeahmt.



Thüringer Kinder bei der Heritellung von Puppenteilen.

Spiel- und Schaukelpferde, Kindermundharmonikas, Schachbretter, Papiermachespellsachen, Abschießbögel, Sterne und Armbrüste, Weihnachtsgruppen hergestellt. Daneben sucht die Konkurrenz immer neue Artikel in die sächsische Spielwarenindustrie einzuführen, so Blechspielwaren und anderen Blechhausrat, wie vor allem Kücheneinrichtungen, dann Werkzeugkästen, Militärrequisiten, Puppen aus Celluloid und Gummi, Porzellanpielzeug, Zinnspielwaren, Wollpuppen und Wollbälle. Schon diese Aufzählung zeigt, welche gewaltige Bedeutung die Spielwarenindustrie für unsere Produktion besitzt. In unserer Handelsstatistik erscheint die Spielwarenindustrie unter 18 verschiedenen Nummern, so Spielzeug aus Blei, aus Eisenguß, aus schmiedbarem Eisen, aus weichem Hohlglas, aus farbigem und bemaltem Glase, hölzernes, grobes, ungefärbtes Spielzeug, gefärbtes aus Holz und Spielzeug aller Art aus anderen Schnitzstoffen, musikalische Instrumente, als Spielzeug dienend, Spielzeug aus weichem Kautschuk, aus Kupfer und vernickeltem Kupfer, aus Leder, aus Papier oder Pappe ohne und mit Verbindung mit anderen Materialien, aus farbigem Porzellan, aus Zinn und Zinn und endlich Puppen und Puppenbälge, angekleidet und überzogen. Daneben werden solche Spielwaren, deren Einreihung Schwierigkeiten bereitet, als Kurzwaren behandelt.

Die ungeheure Menge der in Deutschland von weit mehr als 100 000 Menschen hergestellten



Trocknen der einzelnen Puppenteile.

Der reiche Prox schenkt seinem kleinen Mädchen keine Puppe mehr, sondern eine ganze Gesellschaft von Puppen, jede fast so groß wie das beschenkte Kind, sie sitzen in einer eigenen Stube in seidenden Gewändern um einen Tisch herum, der mit feinen Linnen bedeckt ist und an dem üppig getafelt wird. Derartige feine Puppen werden zwar auch in Sonneberg hergestellt, sie kommen aber in besonders eleganter Ausstattung aus Paris. Doch darf nicht vergessen werden, daß auch die prozigen Amerikaner die Riesepuppen für ihre Kinder vielfach aus Sonneberg beziehen. (Siehe die Abbildungen.) Wollte man die Mannigfaltigkeit der französischen Spielwarenproduktion darlegen, über die es neben dem erwähnten Buch von Marousssem einen sehr wertvollen Ausstellungsbericht von Claretie aus dem Jahre 1901 gibt, so müßte man Seiten füllen. Wir erfahren da von einer ganz außerordentlichen Vielseitigkeit der französischen Spielwarenindustrie, sowohl nach Zweckbestimmung als nach Materialverwendung. Schon vor Jahrhunderten war die französische Industrie auf die Fabrikation von Spielwaren eingerichtet. Im Jahre 1723 teilte man in Frankreich die Spielwaren ein in Puppen, Pferde aus Pappenbedel, kleine Wagen, Klosterbrüder, welche die Kirchenglocke läuten, Prediger auf der Kanzel, Lastträger mit Zuckernwaren. Diese Gruppierung wurde aber immer lebhafter, so daß heute eine vollständige Uebersicht kaum möglich ist. Die Hauptgruppen der französischen Spielwaren-



Formen der für Amerika bestimmten Riesenpuppen.

industrie sind Waffen, Soldaten, Puppen, Pferde, Wagen, Metallspielwaren aller Art aus Stahl, Kupfer, Zint, Weißblech, Messing, Schwarzblech, Eisendraht usw. usw., dann Musikinstrumente für Kinder, Pappspielwaren, Gesellschaftsspiele, Theater, Handwürste, Papiermachewaren, Kindermasken, mechanische Spielwaren aller Art, wissenschaftliche Apparate, Photographen, Kautschukwaren, Kindermöbel, Sportartikel usw.

Die österreichische Spielwarenindustrie ist zum Teil einfache Holzschmiedware, die wir schon erwähnt haben, zum Teil aber auch in der Lage, mit der französischen Industrie zu konkurrieren. In Ungarn werden Puppen in den zahlreichen Nationaltrachten des Landes, dann Spielwaren aus Kautschuk, Holz und Papiermaché hergestellt. Eine ausgebildete Spielwarenindustrie besitzt Belgien: Pferde, Wagen, Schafe, Trommeln, Puppenmöbel, auch Puppen und zwar Clowns und dergleichen, daneben Spielwaren aus Kautschuk, aus Eisenblech und Emailleware werden hergestellt. Eine besondere Rolle spielt die Herstellung von Puppentänzen und Puppenkleidern. Die nackten Menschelein aus Thüringen kommen als eleganteste Damen nach kurzem Aufenthalt in Belgien in die deutschen Spielwarenläden und Exporthäuser zurück. Auch in Dänemark beschäftigt man sich vielfach mit der Bekleidung von Puppen, die aus Deutschland und anderen Ländern importiert werden. Ebenso werden in Schweden deutsche Puppen in nationale Trachten gehüllt und mit nationalem Schmuck versehen. Sehr origineller Puppenschmuck wird dort hergestellt.

Bezieht England auch seinen Hauptbedarf an Spielsachen aus Deutschland und aus Frankreich, so versorgt es sich mit seinen Sportartikeln fast ausschließlich selbst. Was sonst an Spielwaren in England produziert wird, fällt nicht ins Gewicht. In Spanien beginnt sich in Barcelona eine Metallspielwarenindustrie zu entwickeln. In Rußland werden sehr viele Spielzeuge der verschiedensten Art hergestellt, aus Holz, aus Leder, aus Metall, aus Kautschuk. Der russische Landarbeiter schnitzt oft den ganzen Winter hindurch immer das gleiche Tierchen, während sein Nachbar wieder ein anderes Tierchen aus dem weichen Holz heraus schnitzt. Neben Tieren werden Puppen aller möglichen Arten, aber ziemlich roh hergestellt. Auch Häuser, Kirchen, Klöster, Pferde, Wagen werden gebaut, die nationalen Kostüme der Puppen machen dieselben besonders interessant. Es

ist nicht möglich, alle Länder hier aufzuführen, in denen Spielwaren hergestellt werden, denn überall sorgen liebende Eltern für Unterhaltung ihrer Kinder, und das einfache Schermesser schafft selbst in entferntesten Gegenden dem Kinde Beschäftigung, Anschauung und Unterhaltung. Hervorragende Leistungen der Spielwarenindustrie konnte man auf der letzten Pariser Weltausstellung in den Sälen sehen, die Siam, Japan, China, die portugiesischen Kolonien belegte hatten. Die Siamesen stellten Schiffe mit reichster Ausstattung, männliche und weibliche Puppen aller Art in elegantesten Kleidern, Elefanten, Musikinstrumente usw. aus. Reizende Puppengruppen, die alle möglichen Erscheinungen des Lebens, Leichenbegängnisse wie Hochzeiten, Schulen, wie Gerichtsverfahren darstellten und eine Reihe von Gesellschaftsspielen wie die chinesische Ausstellung auf. Alles wurde aber übertroffen durch die künstlerische und vielseitigere Darbietung der Japaner. Puppen in allen möglichen Kostümen, Spiele aller Art, kleine Kunstwerke mit dem Pinsel auf Papier geworfen, Hauseinrichtungen usw. wurden vorgeführt. Von weit geringerer Bedeutung war die Ausstellung der Vereinigten Staaten. Sie bot Puppenmöbel, Trommeln, Holzsoldaten aber auch Bleisoldaten, Spielzeuge aus Eisen, meistens Nachahmungen europäischer Industrie. Aus Amerika waren noch Spielsachen aus Ecuador zu sehen, kleine geknetete Puppen in originellen Trachten, Nachahmungen von Personen in allen Lebensstellungen, so von Fischern, Webern, Näherinnen und dergleichen.

Die Technik der Spielwarenindustrie ist eine ungeheuer verschiedenartige. So einfach das Werkzeug ist, um ein einfaches Holzpferd zu schnitzen, einen Drachen zu bauen, eine Papiermühle herzustellen, einen Kreis zu löten, so komplizierte Einrichtungen sind erforderlich, um die modernen Kriegsschiffe mit ihren Kanonen, Scheinwerfern, Steuerhahnen, um die Automobile und Elektromotoren, komplizierten Dampfmaschinen und Lokomotiven herzustellen, die sich als bis ins kleinste durchgeführte Modelle unserer hoch entwickelten Technik darstellen. Große Fabriken mit einer ausgebildeten Arbeitsteilung, mit gelernten Arbeitern verschiedenster Art, mit eigens angefertigten überaus feinen Werkzeugmaschinen sind da notwendig. Neben den Fabriken spielt die dezentralisierte Großindustrie, die Hausindustrie eine außerordentliche Rolle innerhalb der Spielwaren-

fabrikation. Die Vielseitigkeit derselben, die Anpassungsfähigkeit an dem wechselnden Geschmack wird in hohem Maße befördert durch die Hausindustrie. Zum Teil werden die Muster in derselben gemacht, zum Teil auf Wunsch erfunden, zum Teil fremde Modelle nachgemacht.

Was bei den Spielwaren in hohem Maße auffällt, ist ihr unglaublich billiger Preis, obgleich zwischen dem Produzenten und dem Wohner eine ganze Reihe Zwischenpersonen stehen. Der Tiefstand der Preise an der Produktionsstätte erscheint nur verständlich, wenn man die ungeheure Ausbeutung der hausindustriellen Spielwarenarbeiter kennt. In Thüringen, in Sachsen im allgemeinen, in Nürnberg, meist nur bei Teilarbeiten, so beim Bemalen der Zinnsoldaten, ist die Hausindustrie die ausschlaggebende Produktionsform. Da arbeiten oft ganze Familien, Großvater und Großmutter, Eltern und Kinder, häufig noch nicht schulpflichtige Dreiklässer, zusammen für einen Lohn, den oft ein geschickter, gelernter Arbeiter in der Fabrik überschreitet. Eine überaus ausgebildete Arbeitsteilung findet statt, und eine Arbeitszeit herrscht während der Saison, die sich kein Fabrikarbeiter gefallen ließe. 15, 16 Stunden Arbeitszeit erscheinen da oft als der normale Zustand. Daß selbst die ganze Nacht hindurch gearbeitet wird, ist kein ausnahmeweiser Fall. Fast in allen Ländern ist das Glend der Spielwarenarbeiter das gleiche. So weit Schilderungen hierüber aus Frankreich, Belgien, Rußland, Oesterreich und Japan vorliegen, wissen wir, daß die Hausindustrie die vorherrschende Betriebsform in der Spielwarenindustrie ist und daß da, von seltenen Ausnahmen abgesehen, Zustände herrschen, wie sie kaum grauenvoller in der Handweberei und in der Konfektionsindustrie konstatiert werden konnten.

Zu den Widersprüchen, die unsere ganze Gegenwart erfüllen, gehört auch der, daß dasjenige, was am schönsten Feste des Jahres den unschuldigen Kindern die reinste Freude bereitet, unter Tränen hergestellt wird. Gibt es einen größeren Gegensatz als den Jubel der beschenkten Kinder unter dem Weihnachtsbaume und die fürchterliche Ausbeutung, und die erschreckliche Sterblichkeit der Kinder, welche an der Herstellung dieser Spielwaren beteiligt sind? Selbst die Freude der Kinder hat in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung die raffinierteste Ausbeutung zur Voraussetzung. —

Der Hosenkauf.

(Schluß.)

Erzählung von Wilhelm Schröder.

Bei dem Besitzlosen ist der Kauf eines alten Kleidungsstückes ein Fest. Ein solcher Prolet, der die Absicht hat, sich eine getragene Hose zuzulegen, fühlt sich gewissermaßen für die Zeit, wo er diese Absicht ernsthaft zu verwirklichen imstande ist, auf eine sehr hohe Lebensstufe versetzt; er spürt die Wonne des Besitzes, ihn umgibt eine Ahnung von der weltstürzenden Macht des Geldes. Dieser Unglücksman, der sonst nichts vor sich brachte, der froh war, wenn der Rest des verdienten Wochenlohnes, der nach den genügsamen Strapazen der drei ersten Wochentage etwa noch verblieb, zur allernotdürftigsten Nahrung ausreichte, fühlte sich mit seinen zum Hosenkauf bestimmten Talersücken in der Hand als Despot über sein Vermögen. Ihm stand es frei, mit dem Gelde zu tun, was ihm beliebte, er konnte es, wenn er wollte, gleich dem übrigen, beim Destillateur Sternberg oder in einem übelberückigten Hause der Lust vergeuden, und niemand hatte ein Recht, ihm solches zu verwehren. Für wen anders hatte er aufzukommen als für sich? Er konnte auch irgend einen anderen Unsinn mit dem Gelde begehen, etwa nach dem Beispiel von Wennerbergs Vater, der letzten Wehnachten in der Trunkenheit seiner kleinen Tochter

für drei Taler köstliches Spielzeug nach Hause gebracht hatte, während die Ehefrau am Heiligen Abend nicht wußte, wo sie für trockenes Schwarzbrot das Geld hernehmen sollte. Das alles stand ihm frei, umso mehr, als er neben seinen beiden Gefährten für keine Familie zu sorgen hatte. Aber er wollte nicht. Der Mehrverdienst sollte nach seiner festen Bestimmung nun einmal für eine Hose angelegt werden, und keinen Menschen gab es diesmal auf der Welt, der imstande gewesen wäre, ihn von seinem Willen abzulenkten. Solche souveränen Wonnen des Besitzes spüren eigentlich nur zwei Menschengattungen, nämlich die wahren Geldkönige, die Milliardäre, von deren Willen gegenwärtig zum großen Teil noch das Geschick der Völker abhängt, und die niedersten Proletarier an der Grenze des Lumpentums, die ihre Sache auf nichts gestellt haben. Die breite Horde der Normalmenschen in den mannigfachen Abstufungen des Besitzes trottel hingegen in den Seelen nüchternen Pflichtgefühls einher; für sie ist der Zweck jedes mühsam errafften Geldstückes schon vorher von der eisern gebietenden Notwendigkeit bestimmt, in ihrer Seele ist kein Raum für das beseligende Gefühl der Weltbespotie des Mammons.

Zu dieser Wonne gesellte sich noch eine andere Freude, die insoweit hervorragender Kostbarkeit entbehrte, als damals wenigstens auch andere Menschen sie sich zugänglich machen konnten. Das Vergnügen nämlich, just auf der Judenbörse, in der zweiten Elbstraße zu Hamburg, sich ein Kleidungsstück einzukaufen. In der Gegenwart tramt der Mittelstand tausend Gründe und Scheingründe gegen das Warenhaus hervor und vergißt nur dabei, daß die moderne Verkaufsgelegenheit so ganz und gar des im Feilschen liegenden Vergnügens ermangelt. Der Preis der Ware steht auf dem Zettel vermerkt und kein Herrgott vermag davon einen Pfennig abzuhandeln.

Wie anders auf der Judenbörse, wo Kauf und Verkauf eine strategische Kunst war und zwar Kampfpunkte voraussetzte, die sich wie auf dem Schlachtfeld oder am Schachbrett Auge in Auge gegenüberstanden. Es soll einiges Talent dazu gehören, mit einer Armee von einer halben Million den Feind zu übertölpeln; aber das Genie aller japanischen Feldherren zusammengenommen käufte auf plumpe Stumpertum hinaus im Vergleich zu der List, die ein jüdischer Händler in der zweiten Elbstraße zu Hamburg beim Handel mit getragenen Kleidungsstücken verwendet. So ein

Bürger der Hamburgischen Republik kauft und verkauft alles und stellt in diesem Sinne gewissermaßen die Vorstufe des modernen Warenhändlers dar. Sein dunkler Laden birgt Vogelbauer und Wachsbürsten, alte Uniformen und neue Schnürbänder, silberne Armleuchter und Lombakuhren. In der Hauptsache aber getragene Kleidungsstücke. Der Verkäufer ist ein Menschenkenner und sieht auf einen Blick, ob seine Gegenpartei, der Käufer, den dreifachen oder den doppelten Preis oder gar noch weniger vorgeschlagen haben will, ob ein Gläschen Schnaps oder eine Pfälzerzigarre als anregende Gratiskasse beliebt ist, Langjährige Übung und angeborenes Talent verleihen dem Händler die Gabe, die Schwächen wie die Fachkenntnisse des Gegners zu erspähen, zu erkennen, ob er in der redlichen Absicht zu kaufen kommt oder ob er sich nur mit Feilschen die Langeweile vertreiben will. Denn auch solche Leute gibt es. Andererseits bereitet es dem Händler Vergnügen, mit einem gewichtigen Manne zu schwärmen. Seine Zeit scheint unbegrenzt und es kommt ihm bei einem schlagfertigen Gegner nicht darauf an, wegen weniger Groschen stundenlang auf die Gefahr hin zu kämpfen, seine Zeit schließlich dennoch resultatlos verträubelt zu haben.

Wir sehen unser Kleeblatt auf der Judenbörse wieder, noch durchaus bei klarem Verstand, wie es sich bei der Zurückung auf ein so wichtiges Geschäft ziemt. Für einen Ungeheiteren ist es auch ein schweres Stück, sich, ohne Unheil zu stiften, durch die Waren hindurch zu schlängeln, die nicht allein vor der Ladentür auf dem Trottoir, sondern bis auf den Fahrbaum hinab ausgebreitet liegen.

Die drei hatten hier und da gemustert und gehandelt, ohne das rechte gefunden oder einen Händler angetroffen zu haben, der Willens gewesen wäre, sich auf weitläufige Unterhaltung mit ihnen einzulassen. Denn am Sonnabendabend geht das Geschäft durchweg flotter als zu anderen Zeiten. Schließlich waren sie beim weißen Salomon angelangt, bei dem Nielsen vor Jahresfrist besonders gut eingekauft haben wollte. Der weiße Salomon betrachtete sich prüfenden Blickes die durch den Anreißer hereinkomplimentierten Kunden und breitete dann seine Hosen aus, lauter feine und von ersten Kavaliern abgelegte Ware, viel besser als neue Hosen zu demselben Preis. Vierzig Mark hätten diese kaum getragenen Hosen neu gekostet, zehn Mark hätte er, von ihrer Güte entzückt, selber bezahlt, weniger lasse ein Hamburger Patrizier sich beim Verkauf seiner alten Hose auch gar nicht anbieten. Aber die Zeiten seien schlecht, was nütze das feinste Kleidungsstück, wenn es als Zierde im Laden hänge und nicht verkauft werde? Wenn er, der weiße Salomon, es sich leisten könne, dann lege er sich aus Enthusiasmus für die Kunst eine Sammlung allerfeinster Patrizierhosen zu, wie der Senator Delgemälde, nur um an ihrem Anblick die Seele höher schwingen zu lassen. Denn eine feine Hose sei so gut ein Kunstwerk wie ein Bild in feinem Goldrahmen und obendrein um vieles notwendiger und nützlicher als dieses. Aber so weit, um an der Kunst seine reine Freude haben zu können, werde er es in diesen schlechten Zeiten wohl nie bringen; gerade die feinste Ware müsse er mit Schaden verkaufen, weil es so wenig Kenner gebe, und diese schöngezeichnete Kammgarnhose, noch nicht im mindesten blank, für die der unerbittliche Verkäufer sich selbst habe zehn Mark geben lassen, gebe er für neun Mark hin. Nur um zu räumen; allerfeinste englische Primaware!

Nielsen bot zwei Mark und wandte sich mit seinen beiden Gefährten zum Gehen, als der Händler entrüstet antwortete, daß er nun die Hose überhaupt nicht an einen Mann mit so wenig Fachkenntnis verkaufen werde. Aber nur einen Schritt waren die drei gegangen, als der Händler sie zur Besonnenheit ermahnte und um ein ernsthaftes Angebot bat.

Zwei Mark. Und dann müsse er den Anreißer noch wegschicken, damit er ein viertelpfund Schin-

lensped holt. Wenn der Jude dann noch einen Schnaps zum besten gebe, kriegen er als Entgelt auch einen Koffhappen.

Das war nicht hübsch von Nielsen und ein giftiger Blick traf ihn aus des Händlers Augen. Aber dem Scheine nach überhörte dieser die Beleidigung und pries nur um so eifriger seine Ware an. Hier sei eine andere Hose von einem Senator. Auch ein pikantes Stück. Zehn Mark, um damit zu räumen! Und was für ein feiner, stolzer Mann der Herr Senator sei. Ein Loch, ein ganz kleines, wäre in der linken Tasche einer seiner Westen gewesen, das selbstverständlich sofort gestopft worden sei. Aber beim Umkehren der Tasche, was habe sich da gefunden? Ein Hundertmarkschein, von der ganz neuen Sorte, habe lose in der Tasche gesteckt. Natürlich müsse er nicht der alte weiße Salomon sein, wenn er nicht sofort mit dem Hundertmarkschein aufs Stadthaus gegangen wäre und den Herrn Senator zu sprechen gewünscht habe, in eigener, privater Angelegenheit. Die Beamten und Schreiber im Stadthaus hätten ihn überall angeschnauzt, aber nichts habe ihn abschrecken können, den Herrn Senator in privater, dringend wichtiger Sache zu sprechen. Endlich sei er vorgelassen worden, und habe als ehrlicher Mann dem Herrn Senator den Hundertmarkschein wiedergegeben. Nun, das könne schon öfter mal vorkommen, daß ein Hundertmarkschein in der Westentasche stecken bleibe, habe der Herr Senator gesagt und gleichgültig, als ob es sich um einen Hosentopf gehandelt hätte, die hundert Mark ins Portemonnaie gesteckt. „Bewahren Sie dem weißen Salomon auch ferner ihr Wohlwollen, Herr Senator, und wenn Sie wieder einmal alte Kleidungsstücke mit Hundertmarkscheinen haben, verlassen Sie sich ganz auf meine Ehrlichkeit!“

„So habe ich zum Herrn Senator gesagt,“ erklärte der Händler weiter, „und was tut der feine Herr? Nicht mir bloß mit'n Kopf zu. Aber macht nichts, der alte Salomon wird doch reell bleiben. Hier, meine Herren, 'ne Partie Hosen, auch ganz was Feines, von sieben Mark an das Stück. Aber vielleicht trinken Sie noch'n Schnaps!“

So geschah es. Nielsen wühlte in den Kleidungsstücken umher, prüfte das eine und das andere und schien immer noch wenig zum Kaufen entschlossen. Plötzlich zuckte seine Hand zusammen. Er hielt eine Hose fest, verschliffen zwar und von auffälligem, schwarz und weiß kariertem Muster, wie die italienischen Orgelspieler sie zu tragen pflegen.

„Was soll diese Hose kosten?“ fragte er den Händler.

„Diese Hose? Ein feines, hochmodernes Kavaliermuster, zehn Mark.“

Svensson und Bennerberg lachten, weil sie meinten, daß Nielsen aufs neue mit dem Händler seinen Scherz treiben wolle.

„Sieben Mark gebe ich!“

„Aber Mensch, sei doch nicht verrückt, kauf' doch diese Hose nicht, Du kannst Dich damit ja nicht unter Kollegen sehen lassen.“

„Sieben Mark, Jude!“

„Geht nicht, bester Herr, geht nicht für eine so feine Hose! Nehmen Sie doch eine billigere!“

Nielsen behielt die Hose fest in den Händen.

„Na, soll ich sie haben?“

„Zehn Mark; es geht wirklich nicht billiger.“

Die Kameraden sahen Nielsen von der Seite an und fragten sich im stillen, ob ihn die wenigen Schnäpse von heute abend schon von Sinnen gebracht hätten. Sie bedeuteten ihm flüsternd ein über das andere Mal, sich doch nicht durch den Kauf eines solchen Schandstücks von Hose lächerlich zu machen; aber je mehr sie in seinem Interesse sprachen, je ärgerlicher wurde Nielsen ob solcher Einreden und bedeutete ihnen durch Gesten und durch Worte, ihm doch nicht in seinen Geschmack hineinzureden. Sie könnten ja gehen, wenn es ihnen nicht passe; er wisse schon allein mit dem Juden fertig zu werden.

Allmählich wurde den beiden klar, daß es mit dieser schwarzweiß karierten Hose doch etwas besonderes auf sich haben müsse, und Nielsen konnte sich ohne ihre Beihilfe mit dem Händler auseinandersetzen. Der blieb dabei, daß er für die Hose zehn Mark haben müsse, weil es eine pikante Kavaliershose sei. Um sich aber die Herren auch weiter als Kunden zu sichern, wolle er sich eine Mark abhandeln lassen. Schließlich einigte man sich auf acht Mark fünfzig, nachdem Nielsen nachdrücklich gefragt hatte, ob die Hose, wie sie gehe und stehe, verkauft werde.

Nielsen behielt das Kleidungsstück, während er den Preis zahlte, im Arm und erklärte dann, es gleich anziehen zu wollen. Der Händler führte ihn zu diesem Zwecke in ein Hinterzimmer und ließ ihn dort sich umkleiden. Ein Griff nach dem Kleidungsstück wurde geschickt pariert; in Gemütlichkeit zog der Zigarrenarbeiter sich um und bot dann voller Zynismus die alte Hose dem weißen Salomon zum Kauf an.

Der erklärte jedoch, auf das Geschäft verzichten zu wollen; auch für den Lumpensack sei die Hose nicht mehr gut genug.

Jetzt wäre es an Nielsen gewesen, beleidigt zu tun; eine sich des Sieges noch nicht völlig sichere Unruhe drängte ihn aber nach draußen, wo seine Kollegen ihn in Spannung erwarteten. Er ließ die alte, arg zerrissene Hose auf der Labentbank liegen und verzichtete auf das Einwickeln der Lumpen; der Händler, der nach abgeschlossenem Kauf auffallend kühl geworden war, packte die Hose, um sie, wie er erklärte, auf die Straße werfen zu wollen; er besann sich aber noch zur rechten Zeit und schleuderte sie in eine Ecke zu allerhand anderem undefinierbaren Gerümpel. Dann komplimentierte er mit kurzen Worten die Kundschaft zur Tür hinaus.

Gespannt sahen Bennerberg und Svensson auf der Treppe ihren Kollegen an; dieser hieß sie schweigen, solange sie noch im Hörbereich des Händlers waren, doch konnte Svensson sich nicht der Bemerkung enthalten, daß die Hose mit zwei Mark noch viel zu teuer bezahlt und im Sitz lächerlich weit sei. Nielsen schmunzelte, schwieg und holte, als sie die Straßenecke erreicht hatten, aus der Tasche des Kleidungsstückes eine Geldrolle hervor. Alle beide staunten und begriffen jetzt den wunderlichen Geschmack des Kollegen. Dünn war die Rolle nur, aber von ganz ansehnlicher Länge.

„Daß doch sehen, was drin ist,“ sagte Bennerberg, während Svensson in seliger Stimmung meinte, daß ein solcher Kauf ganz außerordentlich begossen werden müsse.

Nielsen wandte sich jetzt von den beiden Kollegen ab und durchbrach die Rolle beim Schein einer Straßenlaterne.

Ein Gefühl herbster Enttäuschung lag in seinen Zügen, als er sich wieder den Kollegen zuwandte.

„Der verfluchte Betrüger!“

Pfennige, hundert elende Pfennige waren in der Geldrolle, die der Händler zweifellos mit Absicht in die Tasche dieser Hose gesteckt hatte, die von Nielsen über das dreifache ihres Wertes hinaus bezahlt worden war.

Auch die Kollegen waren von bitterer Enttäuschung, von namenloser Wut gegen den Händler ergriffen. Wie zum Hohn klapperten die Pfennigstücke in Nielsens Hosentasche; ingrimmig packte er davon, sobjiel er mit der Hand fassen konnte und warf das elende Kupfergeld von sich, daß es in den Stadtgraben hinabrollerte.

Dann ging es in die nächste Kneipe auf St. Pauli, um den Nerger hinunterzuspülen. . . .

Es war am Mittwoch der folgenden Woche, als Nielsen, Bennerberg und Svensson endlich mit schwerem Kopfe in der Fabrik anlangten.

Als eine Zurichterin über die seltsame Hose ein Spottwort fallen ließ und der Hausarbeiter Klein über den Witz herzhast lachte, riß Nielsen schweigend sein Kollbrett vom Arbeitstisch los und verließ die Arbeitsstätte. —

Zum Kapitel der Ehebräutigam. Wenn uns die Zeitungen jeden Augenblick von Selbstmorden erzählen, die infolge unglücklicher ehelicher Verhältnisse verübt werden, so denkt man unwillkürlich an eine kleine Geschichte, die ums Jahr 1700 der feinsinnige Dichter Gasparo Gozzi erzählt und die vielleicht ein ganz gutes Rezept gegen derartige traurige Vorkommnisse enthält. Es heißt dort: „Es lebten vor nicht langer Zeit zwei junge Menschenkinder, ein Mann und ein Weibchen, die sich zärtlich liebten und vermeinten, nicht ohne einander leben zu können. Und da sie's nicht mehr aushielten vor Liebe und Sehnsucht, wurden sie in aller Ehrbarkeit Mann und Frau. In den ersten Tagen war eitel Frieden und Liebe: wie aber die Männer und Frauen immer irgend etwas vor einander verbergen, auch wenn sie verheiratet sind, was dann erst nach der Hochzeit zum Vorschein kommt, wo man von beiden Seiten die Fehler kennen lernt, so geschah es auch hier. Die Frau, die ein wunderhübsches Weibchen war, schmollte wegen jeder Kleinigkeit und ließ dann ihr böses Bänglein spielen, daß es bis ins Herz verwunden konnte. Ihr Mann liebte sie wirklich von Herzen, da er aber seinerseits ein Stöpsel war, brauste er gleich auf und sagte dann auch Dinge, die ihm nachher leid taten. Um nun den Aerger über die schmollende Frau los zu werden, fing er an, mit den Freunden auszugehen, kostete diesen Wein und jenen und kam mit großen, starren Augen nach Hause, als ob er eine Nachtale wäre: mit dem Sprechen gings dann auch nicht mehr recht. Nun kann man sich ungefähr denken, wie ihn die Frau empfing! Kaum hörte sie den Schlüssel sich im Schlosse drehen, so stand sie auch schon oben an der Treppe und hatte den ganzen Kropf voll Schimpfwörter, die ergoß sie über ihn, so daß er wie ein gebadeter Bubel da stand. Er, der kaum verstand, was sie sagte, da ihm der Wein zu Kopf gestiegen, stammelte ihr Worte von derselben Sorte entgegen und legte sich dann schlafen. Schließlich kam es so weit, daß sie sich kaum mehr sah. Der Mann schlief in einem anderen Zimmer und oft kam er überhaupt nicht heim und übernachtete im Wirtshaus. Darüber war nun die Frau erst recht erbost und sie ging zu einer weisen Nachbarin, um sich dort Rat zu holen. Diese wußte auch schnell ein Mittel. Sie gab der jungen Frau einen Krug mit wunderkräftigem, klarem Wasser, das ein Pilger von fernen Meeren hergebracht hatte und rief ihr, daß sie jedesmal, wenn der Mann nach Hause komme, einen ordentlichen Schluck von diesem Wasser in den Mund nehmen solle, daß sie sich aber sehr hüten müsse, auch nicht einen Tropfen hinunterzuschlucken oder auszuspucken. Sie solle das mehrmals hinter einander tun und ihr dann Bericht bringen.

Die junge Frau nahm den Krug, dankte vielmals und ging nach Hause. Sie erwartete den Ehemann und war ungeduldig, das Wasser auf seine Wirkung zu prüfen. Und wie der Mann an der Haustüre klopfte, füllte sie rasch ihren Mund mit Wasser. Er steigt die Treppe hinan, halb ängstlich, den gewohnten Empfang erwartend und wundert sich sehr, sie so sanft wie Del zu finden; er sagt einige Worte und sie sagt nichts. Er fragt, was denn mit ihr los sei? Sie macht ihm freundliche Zeichen mit den Augen und verzieht das Gesicht, als ob sie lachen wollte und — bleibt still. Der Mann freut sich, sie aber sagt sich: aha, daran ist das Wasser schuld, und ist zufrieden. Es wurde Frieden geschlossen. Das Wasser hielt mehrere Tage vor und solange war immer eine Herrlichkeit und die beiden lebten wie zwei Tauben. Als aber das Wasser zu Ende war, fing die Bankerei aufs neue an. Die Frau eilte wieder zu ihrer Gelferin und jammerte: „Ach Gott, der Krug ist zerbrochen, in dem ich das Wasser hatte! Was ist da zu tun?“ fragte die andere. „Nun,“ meinte die Alte, „da hilft eben nichts anderes, als daß Ihr den Mund zuhältet, als ob noch Wasser drin wäre; Ihr werdet schon merken, daß das ebenso hilft.“

Der Rutschergins. Die kanonischen Zinsverbote standen das ganze Mittelalter hindurch jederzeit nur auf dem Papier. Nicht nur die Juden, sondern auch die Kirche und die christlichen Kaufleute ließen gegen genügend hohe Zinsen und Sicherheit Geld aus. Wann dabei der Wucher anfing, darüber herrschten zu verschiedenen Zeiten auch die verschiedensten Ansichten. Die gefährlichste aller Zinsbestimmungen aber war diejenige des Rutschergins. Bei diesem Zinse verdoppelte sich bei Verzug die Zinssumme innerhalb 24 Stunden, von Sonnenuntergang bis zu Sonnenuntergang. Der unglückliche Schuldner hatte also einen Tag nach Verfall den doppelten, den zweiten Tag schon den vierfachen, den dritten den achtfachen, den vierten Tag den sechszehnfachen Zins zu bezahlen, was binnen kurzer Zeit zu seinem völligen Ruine führen mußte. Im frühen Mittelalter finden wir

diesen unheimlichen Zins verhältnismäßig selten. Anklänge an den Rutschergins zeigte zwar schon das Bremer Register von 1170. Hier muß der Schuldner bei Zinsverzug doppelten Zins und Strafe zahlen. Zahlt er auch den doppelten Zins und die Strafe nicht, wird ihm sein Gut gepfändet. Es bleibt ihm dann noch eine Frist von 14 Tagen, innerhalb deren er sein Gut durch Zahlung der aufgelaufenen Summe wieder eintlösen kann, ehe er endgültig vertrieben wird. Der eigentliche Rutschergins kennt eine derartige Rücksichtnahme nicht. Binnen ganz kurzer Zeit war Haus und Hof verwirrt. In der Mark und in Westfalen war der Rutschergins sehr häufig, und zwar findet er sich bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts. Das Kapitel des Stiftes Kanten am Niederrhein hatte in der Stadt Dorsten im Kreise Necklinghausen eine Anzahl Häuser in Erbpacht gegeben. Die Abgabe betrug, je nach Breite der Häuser, ein bis drei Heller oder kölnische Mörchen. Man nannte diese Abgabe das „Müschelchen oder Supschen“, und der Hofschulze hatte am Christihimmelfahrtstage dieselbe auf dem Marktplatz zu Dorsten zu erheben. Viel Gewinn zog das Kapitel aus dieser Abgabe nicht, denn es war verpflichtet, jedem, der sein „Müschelchen“ bezahlte, ein Glas Wein zu trinken zu geben. Das Kapitel wollte nur die Erinnerung an die Erbpacht dieser Grundstücke nicht einschlafen lassen. So gering aber auch diese Abgabe an sich war, so gefährlich war es doch, die Zahlung zu versäumen, denn das „Müschelchen“ war Rutscherginsabgabe. Wohl wurde am Himmelfahrtstage von der Kanzel auf die Pälligkeit des „Müschelchen“ aufmerksam gemacht. 1752 hatte der Bürgermeister von Dorsten aber doch ein fälliges „Müschelchen“ zu zahlen vergessen und dieser Späß sollte ihm teuer genug kommen. Erst drei Wochen nach Verfall erinnerte er sich seiner Unterlassungssünde. Er eilte zu dem Stiftsrentmeister, um seine Schuld zu zahlen. Dieser verweigerte die Annahme, da erst das Kapitel über den „Fall“ beschließen müsse. Trotz der Vermittelung des Dorstener Kapiteladvokaten setzte das Kapitel „für dieses Mal, ohne Präjudiz und üble Konsequenzen“ als verwirkte Strafe 20 Reichstaler fest, wozu noch die zu übernehmenden Kosten kamen, die in Kanten 6 Reichstaler, in Dorsten 4½ Reichstaler betragen. Aus den drei Hellern waren also inzwischen 30½ Taler geworden. Dem Bürgermeister war das zu viel, und er suchte in einem Prozesse die Rechtmäßigkeit und die Billigkeit des Rutschergins zu bestreiten. Nach fünfjährigem Prozessieren hatte er seinen Prozeß glücklich verloren. Denn das Kapitel wies nach, daß ein Rutschergins in Deutschland, Belgien, Frankreich, auch in der Nachbarschaft Dorstens, ja in Dorsten selbst noch mehrfach bestände. Es führte eine Reihe von Fällen an, die zum Beweise seiner Behauptung dienten. — Der Abtei in Deuß mußte das Stift Olinghausen am Michaelistage bei Strafe der Verdoppelung 70 Goldgulden zahlen. Die Gemeinden Bensberg und Bonel am Pfingstmontag 7½ Heller. Der Kirche in Anrath waren drei, dem dortigen Pastorate fünf „Rutschergins“ zu entrichten. Ebenso besaß der Freiherr von Wittinghof in und um Dorsten noch mehrere Rutschergins, das „Jakobsgeid“ genannt. Auch auf diese Verpflichtung wurde von der Kanzel aufmerksam gemacht. Die Zahlenden erhielten einen Trunk Bier. War das Jakobsgeid aber bis zum Sonnenuntergang nicht bezahlt, verdoppelte es sich wie das Müschelchen von Tag zu Tag. So blieb der Rutschergins in Westfalen und am Rhein bestehen, bis die Stürme der französischen Revolution auch ihn hinwegfegten. —

Ameisengärten. Je größer unser Wissen von den merkwürdigen Lebensverhältnissen der Ameisenarten wird, um so mehr wächst auch die Erkenntnis, daß diesen Kerbtieren unbedingt eine gewisse und nicht geringe Intelligenz zuzusprechen ist. Seit langem weiß man, daß die Ameisen in ihren Bauten einer großen Anzahl von Besuchern in Gestalt von Käfern, Grillen u. s. f. eine — im Grunde genommen wenig uneigennütige — Gastfreundschaft gewähren; und wie die Ameisen den Blattläusen ihren Zuckersaft abzusaugen verstehen, hat wohl schon jeder einmal beobachten können. Jetzt hat man gefunden, daß die Ameisen ihre Freundschaft auch den Raupen des Bläulings zuteil werden lassen, mit den asselköpfigen Raupen dieses bekannten kleinen Schmetterlings ein Bündnis eingehen, das beiden Teilen Vorteile gewährt. Die Raupen scheiden einen süßlichen Saft aus und fesseln durch einen anlockenden Geruch die Ameisen an sich, die Ameisen aber verteidigen dafür die Raupen gegen Raubfliegen, Schlupfwespen, die ihre Eier unter die Haut der Raupe zu legen versuchen u. s. f. Nach Thomanns Beobachtungen begleiten die Ameisen die Raupen überall hin, auch auf dem Wege zur Verpuppung, die gewöhnlich in den Nestern der Ameisen stattfindet, so daß also auch das Ruhestadium unter dem direkten Schutz der Ameisen

durchlaufen wird. Bei den indischen Bläulingsarten erstreckt sich die Fürsorge der Ameisen selbst noch auf den austretenden Schmetterling. Noch viel merkwürdiger sind die Beobachtungen, die Uhle im „Botanischen Jahrbuch“ über Ameisengärten im Amazonasgebiete mitteilt. Er beobachtete nämlich, daß zahlreiche, auf Bäumen befindliche Ameisennester stets mit gewissen Schmarozerpflanzen bewachsen waren. Von diesen Pflanzen sah er auf demselben Neke Exemplare in allen Entwicklungsstufen von der jungen Keimpflanze bis zum ausgebildeten Gewächse. Eine ganze Anzahl dieser Schmarozerpflanzen kommt nun fast ausschließlich nur in den Ameisengärten vor und verrät in Wurzel- und Laubbildung die Abhängigkeit von dem besonderen Erdboden, den diese Ameisengärten besetzen. Die Ameisen üben hier eine regelrechte Gärtnerthätigkeit; sie sind die alleinigen Verbreiter der betreffenden Gewächse und lassen ihnen auch gärtnerische Pflege zuteil werden. Sie schaffen das Erdreich herbei, schleppen den Samen heran, umhüllen die keimenden Wurzeln sofort mit dem Humus und vergrößern mit dem Heranwachsen der Pflanzen den Garten. Zwar geht gleichwohl ein Teil dieser Pflanzen ein, die übrigen aber entwickeln sich überraschend gut. Ihre Wurzeln und Zweige durchdringen sich und geben nun den Erdnestern der Ameisen gegen die tropischen Regengüsse einen festen Halt; andererseits gewähren ihre Blätter den Tieren Schutz gegen die sengenden Strahlen der Sonne. Auch auf abgestorbenen Nestern und Bäumen gediehen die Schmarozerpflanzen dank der Pflege der Ameisen ausgezeichnet. —

Eine giftige Zimmerpflanze? Unter den verschiedenen Pflanzen, die die Bezeichnung „Zimmerpflanze“ zu Recht tragen, gibt es nur wenige, die den Blumenfreund so sehr durch einen anhaltenden Blumenfluß, und noch dazu während des Winters, erfreuen, wie eine Primelart, die aus China zu uns eingeführt wurde. Seit etwa anderthalb Jahrzehnten wird diese Pflanze — ihr botanischer Name lautet *Primula obconica* — in großen Massen von den Gärtnern kultiviert und viele neue Spielarten sind gezüchtet worden, die das lichte Bild der Blume der Urform in zahlreichen Variationen widerspiegeln. Die Pflanze bringt eine Unmenge von Blumen hervor, denen eine tagelange Haltbarkeit eigen ist. Unter Umständen blühen die Pflanzen das ganze Jahr hindurch, in der Pflege sind sie ziemlich anspruchlos. In den letzten Jahren hat man dieser Pflanze nun eine üble Eigenschaft nachgeredet, sie soll giftig sein. Als Beweis für diese Behauptung wurden Fälle angeführt, in denen Personen durch die Pflege dieser Pflanze zu einem unangenehmen Hautleiden gekommen waren. Die Richtigkeit dieser Behauptung konnte um so weniger bezweifelt werden, als die hautreizende Tätigkeit der Primel durch einen Pflanzenphysiologen experimentell nachgewiesen wurde. Allein der Vernichtungskrieg, der von allzu ängstlichen Gemütern heraufbeschwoeren werden sollte, läßt sich durch die tatsächliche Giftigkeit der Pflanze denn doch nicht rechtfertigen. Ihre Giftigkeit ist nur eine bedingte, das soll heißen, sie wirkt nicht in allen Fällen giftig. Tausende von Personen, Gärtner, Blumenbinderinnen wie Blumenliebhaber beschäftigen sich jahraus, jahrein mit ihr, ohne je etwas von einer Schädlichkeit selbst empfunden zu haben. Es liegt darum durchaus keine Veranlassung vor, sie allgemein zu verbannen; wohl aber ist jenen Blumenpfliegerinnen, die eine „empfindliche“ Haut besitzen, Vorsicht anzuraten. Die Pflanze ist über und über mit feinen Drüsenhaaren besetzt, welche einen gelblich-grünen Saft absondern. Dieser Saft nun ist der Urheber der Vergiftung. Durch ihn entstehen, sobald er auf die menschliche Haut übertragen wird und hier einen für ihn günstigen Boden findet, innerhalb weniger Stunden rötliche Flecke oder mehr oder minder große Blasen, die durch ein oft länger, oft kürzer anhaltendes Jucken sich recht unangenehm bemerkbar machen. Als Gegenmittel hat sich wiederholt die Einreibung der infizierten Stellen mit einer Mischung von dreiprozentigem Karbolsäure und gereinigtem Spiritus trefflich bewährt. Jener Gelehrte, welcher mit diesem Pflanzengifte längere Zeit experimentierte, konnte auch feststellen, daß das Gift in Chloroform, Terpentin und Aether löslich ist. Wenn man die infizierte Haut sofort nach dem ersten Fühlbarwerden der Wirkung des Primelgiftes mit einem der genannten Mittel gründlich einreibt, und dann unter Anwendung von Seife und Wasser abwäscht, um das aufgelöste Gift zu entfernen, so hört das lästige Jucken sofort und für immer auf. —